

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 28. Dezember 1896.

Berliner Bureau Berlin SW, Hardenbergstraße 9

Rußland und China.

Mit welcher Klarheit Rußland in seiner Politik auf seine Ziele losgeht, wie es versteht, jede Einmischung fremder Staaten von den großen Unternehmungen, die seinen Aenderungen voranzugehen pflegen, fernzuhalten, beweist neuerdings wieder sein Vorgehen beim Bau der ostchinesischen Eisenbahn. Der hierüber neuerdings erlassene kaiserliche Ukas bildet eine offizielle Bekräftigung des wesentlichsten Theiles des russisch-chinesischen Vertrages. Duer durch die Mandchurien werden russische Schienenstränge bis zum japanischen Meere reichen die feste Verbindung nach Asiamatisch Schaffen und Korea vollständig der russischen Handelsflotte einrichten. Das sind Pflichten, mit denen sich Japan und England abzufinden haben werden. Nach einer Mittelstellung aus Petersburg hat gestern ein Ukas das Gesellschaftstatut bestätigt und zwar für den Bau und den Betrieb einer Eisenbahn auf chinesischem Gebiete von Wankun der Westgrenze der Provinz Ho-Nan-Kiang bis zu einem Punkte der Ostgrenze der Provinz Kiang und für die Verbindung dieser Linie mit Zweiglinien, welche die russische Negierung in Verbindung der transsibirischen mit der obengenannten Eisenbahn bauen wird. Es bildet sich eine Aktien-Gesellschaft der ostchinesischen Eisenbahn. Die Bildung dieser Gesellschaft liegt der russisch-chinesischen Staatsab. Die Konvention mit der chinesischem Regierung über den Betrieb der Bahn ist für 80 Jahre abgeschlossen. Nur russische und chinesischem Unternehmen können die Aktien dieser Gesellschaft erwerben. Die Gesellschaft muß die Arbeiten bis zum 16. August 1897 in Angriff nehmen und dieselben derart fördern, daß die Bahn in sechs Jahren dem Betrieb vollständig übergeben werden kann. Das Kapital der Gesellschaft ist auf 5 Millionen Rubel Papier, eingeteilt in 1000 Aktien zu je 5000 Rubel, theilhaftig.

So schließt das Jahr 1896 für Rußland mit einem ganz gewaltigen, für die Zukunft bedeutungsvollen Erfolg im fernsten Osten ab. Es liegt nunmehr außer Frage, daß der von uns kürzlich erwähnte offiziell abgetragene russisch-chinesische Geheimvertrag eine Thatfache ist, mit der alle Orten zu rechnen sein dürfte. Außer dem eben erwähnten Auftrage ist es diesem Vertrag zufolge — um nochmals kurz zu rekapitulieren — russischen Truppen gestattet, als Schutz der erbauten oder zu erbauenden Eisenbahnen, des dazu notwendigen Materials u. s. m. in den betreffenden chinesischen Provinzen zu garnisoniren und zwar Fußvolk wie Reiterei, Rußland hat dabei auch die Verpflichtung übernommen, die Chinesen zu schützen, wenn etwa fremde Mächte

es sich einzulassen lassen würden, die Chinesen zu beunruhigen, während dieselben die Forts von Port Arthur wieder herstellen und die Küstenbefestigungen am Golf von Petchili verstärken. Ferner wird Rußland die Ermächtigung zugebilligt, beim Ausbruch etwaiger Verwicklungen in Ostasien seine Kriegsmacht in Port Arthur sowie den anderen Häfen, welche auf dem Einostgang zum Golf von Petchili verzerren, gegen feindlichen Angriff zusammenzuschießen. Endlich wird von China an Rußland der Kriegshafen Kiaochow verpachtet und verlehrt, die nöthigen Anlagen zu machen, welche zum Schutz einer Kriegsflotte äußerster Nothigkeit, denn durch diesen eisernen Defens, aus welchem keine Kriegsflotte das ganze Jahr hindurch unbehindert durch klimatische Einflüsse auslaufen und einlaufen kann, beherbergt ist den Golf von Petchili beregestalt, daß es jede andere Macht, die sich ihm entgegenstellen würde, am Vorbringen verhindern könnte. Kaum kann das Jarenreich noch höhere Bländigkeiten hegen, es scheint der Weltmacht Alles sich zu Füßen zu legen. Die von russischen Garnitionen durchzogenen Provinzen müssen dem höchsten Einfluß durch die Truppen preisgegeben sein, dem sich die besoppten Bewohner derselben, die bisher in gänzlicher Isolirtheit gelebt haben, schwerlich werden entziehen können. Schon der Bau der Eisenbahn wird eine gewisse Revolution im Inneren leben vieler Provinzen heraufzufen; das Reich der Mitte hat seine mehr als taufenjährige Unabhängigkeit aufeinander gänzlich auf's Spiel gesetzt und überdies schnell der Protektion des mächtigen Nachbarlandes sich in die Arme geworfen.

Das Alles hat Rußland ohne Schwertstreich, ohne das Blut eines einzigen Unterthanen zu vergießen, errungen, nur durch einen geschickten politischen Schachzug, indem es den Frieden von Schimonoseki auszunutzen verstand. Frankreich und Deutschland waren seine Stulandanten dabei, ertried hat auch Entschädigungen im südlichen China durch Gebietsabtretungen und Handelsprivilegien erhalten. Ob Deutschland als Kompensation auch nur eine Insel zur Anlage einer Kolonisation, welche ihm vom größten Nutzen sein würde, zu erhaschen hat, davon ist noch nichts bekannt geworden. Sollte es sich nur mit einigen Handelsbeschränkungen für seine vorjährige chünfreundliche Intervention begnügen müssen, um Rußland als Helfer gegen's Leben, ein Stück Welt Herrschaft zu erringen, dessen Größe keines Gleiichen nicht mehr haben dürfte? Am meisten müssen Japan und England durch diese Wendung der Dinge getroffen sein. In Japan hat es von vornherein eine Parteil gegeben, die mit den Friedensbedingungen von

Schimonoseki nicht einverstanden war und zur Aufnahme neuer kriegerischer Unternehmungen nach China drängte. Mit den unsicheren Ergründungschancen auf Korea und der unwirthbaren Insel Formosa konnte der Selbsterwerb der gefallenen Söhne und das vergessene Blut Tausender von Landesbrüdern nicht als bezahlt betrachtet werden. Die Aussicht auf eine wiederholte Aufnahme des Krieges muß aber schwinden, wo China sich eine erneute, lebendige Mauer als Schutz und Schild geschaffen hat. England kann den Verträge auch nicht gleichgültig gegenüber stehen, es muß sich im Besitz Indiens bedrückt fühlen. Denn der russische Koloz greift mit Welpenarmen auch nach dem Süden und trocknet durch Perlen nach der Embratmung und in den indischen Ocean zu gelangen geordnet Britisch-Indien in eine daselbst erfindende Umarmung geordnet Britisch-Indien in eine daselbst erfindende Umarmung geordnet

Deutsches Reich.

* Wie alljährlich, so fand auch diesmal am 24. Dezember die Weihnachtsgeschiebung in der Kaiserlichen Familie im Lustschloße des Neuen Palais statt. Gegen 5 Uhr Nachmittags betreten die Majestäten den im hellen Kerzenglanz strahlenden Saal, in welchem nicht allein die beiden großen Tannenbäume — einer für die Majestäten, der andere für den Hof — und die beiden kleineren Weihnachtsbäume für die sechs Prinzen und die Prinzessinen, sondern auch sämtliche herrlichen venetianischen Glas- Kronleuchter eine zahllose Menge von brennenden Wachskerzen trugen, die in dem geräumigen Lustschloße Tageshelle verbreiteten. Während für die Majestäten der Tannenbaum vom Eingange des Foyers aus links an der kurzen Wand aufgerichtet war und zu beiden Seiten Seitenwände bedeckte Tafeln die Geschenke für die Majestäten zeigten, war die lange Tafel für die Prinzen und die Prinzessinen an der Gartenfront des Lustschloßes gedeckt und mit den reichen goldenen Tischdecken versehen. Die beiden kleineren Weihnachtsbäume für die königlichen Kinder stellten sich nach deren Alter in der Größe ab und die Freunde der Prinzen und der Prinzessinen beim Anblick der Geschenke, die das Christkind ihnen beibrachte, war groß. Für die Mitglieder des Hofes befanden sich neben ihrem großen Baum an der rechten kurzen Wand ebenfalls zwei Behälter, welche, sowie auch längere Tafeln rechts und links des Eingangs zur Lustschloße, für jeden an der Behälterung Theilnehmende ein reich bedachter „bunter Teller“, neben dem die Geschenke der Majestäten platziert waren. In froher Stimmung bewegte

Ueber das Leben in den deutschen Kolonien.

geben die brieflichen Nachrichten eines deutschen Eisenbahnsammlers, der sich seine junge Gattin aus der Provinz Brandenburg nach dem dunklen Erdtheil geholt hat, eine recht interessante Aufschlüsse, die wohl der Bevölkerung werth sind. In nicht wollen wir uns auf die Stadt Tanga selbst beschränken. Tanga hat etwa 4000 Einwohner und liegt unmittelbar am Meere in sehr günstiger Lage. Die Wohnungen der Europäer stehen mit denen der Eingeborenen dunkel übereinander und bieten dem Einwandrer ein Panorama, das ihn selbst amüthet. Die jetzigen Wohnungen der Neger sind kleine, niedrige Hütten, wo weder Luft noch Licht hindringt. Zu jeder Hütte führt eine schmale Eingangsöffnung, die aus Schilf oder Matten hergestellt ist. Letzteres ist ein Geruch von abgefallenen Blättern der Kokospalme. Die ganze Einrichtung der Hütte besteht nur aus Matten, Bettstellen, die aus einem auf vier Füßen ruhenden Holzrahmen, der mit einem baumartigen Geflecht aus Palmblättern besetzt ist, bestehen. Darauf liegt eine Matze, ebenfalls ein Flechtwerk aus den Matten einer bestimmten Palmart, das von Frauen hergestellt wird. Sonst findet man weiter nichts in der Hütte als die kahle Erde. Aber mit jedem eintreffenden Schiff, das zahlreiche Einwanderer mit sich bringt, schwinden auch diese armeneligen Hütten mehr und mehr. Letztere werden nach und nach abgerissen und müssen, wenn sie neu errichtet werden, ganz nach Vorchrift mit Lehmwänden, Thür- und Fensteröffnungen versehen sein. Die Neubauten der Europäer, Inder und Araber, die stetig zunehmen, sind einfach vorzüglich zu nennen. Dieselben werden meist aufgeführt, die Außenwände sind mit kleinen, bunten, in gleichmäßigen Abständen eingemauerten Steinen verziert. Die neue Bauordnung hat sowohl die Verbreiterung als auch die regelrechte Anlage der Straßen in's Auge gefaßt. Die Hauptstraße ist 30 Meter breit und in der Mitte mit seitlichen Räumen besetzt. Sie mündet auf einen großen, mit Blumenbeeten, Büschen und Sträuchern geschmückten angelegten Platz. Von der Heiligkeit der Straßen kann man wohl sagen, daß sie mit derjenigen in den deutschen Großstädten auf gleicher Stufe steht, nur mit dem Unterschiede, daß dort nicht Exotik und Asphal, sondern natürliche Embozgen vorhanden sind. Jeder Hausbesitzer hat in angewiesener, fähig der vor seinem Grundstück gelegenen Theil der Straße zu führen, um Pflanzenwuchs zu reinigen und in der trockenen Jahreszeit dreimal des Tages zu sprenzen. Des Abends werden die Straßen mit hohen Gängelatern, wie man solche an quer über die Straße genannten Ketten auch in kleinen Orten Deutschlands noch findet, beleuchtet. In Betreff des Marktverkehrs ist Tanga einen größeren Städten Deutschlands wohl voraus. Es befinden

sich dort bereits zwei Marktplätze, die nicht vom Governement, sondern von einem Ader erbaut worden sind.

In den meisten Häusern werden nur Neger als Diensthoten gehalten, und zwar nur männliche. Dieselben werden nicht selten londerbare Erlebnisse aus ihrer Jugendzeit zum Besten. So erzählt erst vor kurzer Zeit ein aus dem Innern Afrikas mitgebrachter Neger, der bei unseren Beamten als Diener fungiert, er habe noch Mordthaten gesehen. Auf die Frage, ob er auch solches von den Weissen gesehen habe, verneinte er es mit der Behauptung, es komme nicht gut. Die Heiligkeit ist den Negern, wie allen Naturmenschen, verhaft. Nicht selten kommt es vor, daß sie, selbst wenn sie schon längere Zeit im Dienste sind, das Gefühl mit ihrem Kanu, einem bis auf die Erde herabhängenden Semde, abtrodnen, was natürlich für die Herrschaft wenig appetitlich ist. Obgleich das Volk froh ist im Großen und Ganzen geistig sehr beschränkt ist, so ist es doch durch die feste Einwirkung der Inder und Araber schon bis auf einige Meilen landeinwärts viel schlauer und aufgeschärfter geworden. Die Inder sowohl wie die Araber sind ganz unerschrockene, raffinierte Wälder, die auf alle mögliche Art und Weise die armen Menschen zu betriegen suchen und dann nach wenigen Jahren goldbecken in ihre Heimat zurückführen. Kommen wir nun auf die Lebensweise zurück. Das Essen der Europäer besteht mehr aus Pflanzen- und Obstfrucht als aus Fleisch. Neben wenig Fleisch giebt es Reisuppe, Reispeise, dann verschiedene Ohiarten, wie Bananen, Mongo, Ananas, Apfelsinen. Letztere werden fast zu jeder Tageszeit gerne gegessen. Im Verhältnis zu unserer Heimat ist dort der Hummer sehr billig. Während die Weissen alles hart gekautem genießen, verzehren die Neger ihre Speisen vollständig. Daher mag die Auslage des oben genannten Negers stimmen, daß das Fleisch der Weissen nicht gut schmeckt, weil sie es durch ihre Speisen

Wenn nun auch das dort herrschende Klima den Europäern ziemlich zuträglich ist, so haben sie doch unter verschiedenen Krankheiten zu leiden. In den leichteren gehören die Malaria, Gelbschwarz, die in Gitter übergehen und sehr schmerzigen. Diese Beulen bekommt jeder; ihre Entstehung schreibt man dem Genuß der Mergelstränge zu. Ferner herrscht der rothe Hund, ein Hautauschlag, der den Malern ähnlich ist. Diese Krankheit verurteilt überaus heftige Jucken. Tropfen werden diese kleinen Hebel gerne gesehen, weil behauptet wird, so lange man diese hat, bekommt man kein Fieber. Die schwerste Krankheit ist das Schlangenbisse; man sich vor diesen zu schützen, ist jede Gemüthsanregung zu vermeiden.

Das Thierreich ist in den Kolonien sehr stark vertreten. Man findet dort unter zahlreichen anderen Wildarten Löwen, Hyänen, Leoparden und andere gefährliche Raubthiere. Auch viele Schlangengattungen sind vorhanden. Ein ganz seltenes Thier, das dem Leopard ähnlich ist und Geopard genannt wird, ist fürzlich zur Strecke gebracht worden und soll dem Museum für Naturkunde in Berlin überliefert werden, do es das erste

in dieser Kolonie erlegte Exemplar dieser Thiergattung ist. Aber auch in Deutschland heimische Vögel sind dort vertreten. Am Statuengebäude in Tanga nistete ein Schwalbennest, unser Hühn geht mit dem afrikanischen Strauß friedlich nebeneinander spazieren. Viel zu leiden haben die Europäer unter der Insektenplage, wogu besonders die Mücken, Flöhe und anderen schmerzhaften Geißeln. Aber auch die haben ihre Feinde. Zahlreiche Eidechsen und Fledermäuse stellen sich den Mücken nach. Die große Mückplage unter den deutschen Hausfrauen wird wohl nur einer durch irgend welchen Zufall ins Haus gerathenen Eidechse entsetzt stehen; dort sind diese schlanken Thierchen aber gern gesehene Hausgenossen. Sie kriechen an den Wänden der Zimmer empor und vertilgen Millionen von Mücken. Damit die Fledermäuse in die Zimmer gelangen können, werden für sie eigens unter der Decke an den Wänden Schlupflöcher eingemauert. Natürlich hat jeder bei Nacht sein Mosquitonez, um sich vor den Stichen dieser blutgierigen Plagegeister der Tropen zu schützen. Die deutschen Gemeinwesen haben sich zum großen Theil in unseren Kolonien recht gut akklimatisirt. In den sauer gehaltenen und sorgfältig gepflegten Gärten findet man z. B. Zwiebeln, Knoblauch, Mohr, Nudeln, Kohlgeschwamm, u. s. m. In den Plantagen gedeiht der Kaffee ganz vorzüglich. Da aber die nöthigen Maschinen noch fehlen, um den Kaffee von den Schalen zu befreien, so wird derselbe mit diesen nach Hamburg geschickt und erst dort gereinigt.

Ueber die Feiern der einzelnen Feste wollen wir nur kurz berichten. Die Freude auf das Weihnachtsfest ist dort sowohl bei den Weissen als auch bei den Schwarzen nicht minder groß als hier in Deutschland. Allerdings, die wüthliche Umgebung, die bei uns nicht wenig dazu beiträgt, die Festesfreude zu erhöhen, fehlt dort so gut wie der Weihnachtsmarkt, denn Weihnachten fällt bei unseren schwarzen Volksleuten in den Hochsommer. Auch der Tannenbaum ist ihnen unbekannt, doch stellt darum der Christbaum nicht. Auch hier hat die Natur für einen Ersatz gesorgt. Es ist dies der Mangrovebaum, den man in helle Lichterglänze in jeder Hütte findet. Eine erste Weihnachtsfeier unter so gänzlich veränderten Verhältnissen soll für jeden Deutschen, wenn er sonst Gemüth besitzt, einen eigenartigen Reiz haben. Die Geburtstage unserer Kaiser und der Kaiserin werden dort weit größerer Gelehr als bei uns. Alle Säugel sind mit Blumen, Bananenblättern und Früchten geschmückt. Die Angerfinder ziehen vor die Häuser der Wohlhabenden, denn Weissen und hingen patriotische Bieder. „Heil Dir im Siegertrank“, „Ich fühl' einen Kameraden“, „Ein Jäger aus Kurpfalz“ u. s. w. können dort ebenfals frisch wie in einer deutschen Schule Reichliche Geschenke befragen die Kinder. Die Goldmünze bildet das Tagesgespräch. Fortwährend werden Geologen und Bergbau-Ingenieure in das Innere des Landes geschickt, um daselbst auf Erze zu unteruchen. Die Ergebnisse sollen befruchtigende sein.

ich die Majestäten um Kreuze der Kinder und der Damen und Herren ihrer nächsten Umgebungen, sichtlich erfreut darüber, diesen eine herrliche Weihnachtsfeier bereitet zu haben. Die Besprechung für die zahlreichere Dienerschaft hatte in den hierzu bestimmten Saal der Herren, des kleinen Palais stattgefunden und auch hier wurde Allen durch die Gabe des Kaiserpaars große Freude bereitet.

In der Familie des Reichskanzlers Fürsten zu Stolberg-Schillingen ist seit Anfang des kommenden Jahres eine seltene Feiertagsfeier, nämlich das goldene Jubiläum des Reichskanzlers mit seiner Gemahlin, der Fürstin Maria Gräfin von Sagan-Mittelenheim-Verleubung. Das Paar wurde am 16. Februar 1847, dem Geburtsfeste der damals 16jährigen Fürstin, zu Frankfurt a. M. getraut.

Der Bundesrath wird, wenn er nach den Weihnachtsferien wieder seine Arbeiten aufnimmt, zunächst die Militärprozessordnung in Angriff nehmen. Sie ist, wie die „Verf. Pol. Z.“ im Gegenfall zu einer anderen Angabe erwähnen, bereits in den Ausschüssen vorkonstatirt und wird nunmehr eingehenden Plenarberatungen unterworfen werden. Daß hierbei jedoch, wie von einzelnen Seiten gemeldet wird, sich noch große Schwierigkeiten ergeben werden, ist kaum anzunehmen. Dagegen ist es bisher immer noch nicht recht klar, wie sich der Schluß der Bundesrechts-Organisationen, die in Bundestrage schließlich gefaßt werden. Man nimmt an, daß es noch im Januar möglich werden wird, einen Plan zu einer Entscheidung zu gelangen. Gleichfalls einer schleunigen Erledigung ist die Grundbuch-Ordnung sicher. Sie gehört zu dem Gesetze, die gleichzeitig mit den Bürgerlichen Gesetzbuch am 1. Januar 1900 in Kraft treten werden, ebenso wie das dem Reichstage bereits zugewiesene Substitutionsgesetz. Von solchen Gesetzen liegen dem Bundesrath außerdem die Novellen zum Gerichtsverfassungsgesetz, zur Civilprozessordnung und zur Concursordnung schon seit längerer Zeit vor, jedoch ist es wohl ohne Weiteres verständlich, weshalb Substitutionsgesetz und Grundbuchordnung sich leichter und schneller erledigen lassen. Dagegen wird eine längere Beratung noch erforderlich der Novelle zur Invaliditäts- und Altersversicherung nöthig sein. Namentlich die Frage der anderen Verteilung der Rentenlast auf die Versicherungsanstalten hat eingehendere Erwägungen nöthig gemacht. Mit der demnächst auf dem Reichstag zu beschließenden Sonderverordnungsfrage wird man dagegen voraussichtlich im Bundesrathe schneller fertig werden können. Eine weitere in nächster Zeit zu beratende umfangreiche Vorlage wird sich auf die Abänderung des Strafgesetzes beziehen. Jedoch wird hierbei die Abgabe, welche in den vorberathenen Anträgen vorgenommen werden, die Hauptfrage, die noch erörtert werden kann, daß auch jeder Entwurf verhältnißmäßig schnell verabschiedet und dem Reichstage ausgestellt werden kann.

Die „Germania“ erhebt sich an leitender Stelle gegen den Vorwurf, daß seitens der Centralgewerbetreibenden, welche Beziehungen zur Parteipresse haben, in Sachen der Militärartikel die erwartete Discretion gemahnt worden ist. Die ganze Form des Germania-Artikels scheint nur gewöhnt, um den Lesern auszuweisen, als ob mit Militärdiensten des Centrums gegen einen solchen Vorlage verhandelt würde. Die Frage an sich ist ja in den letzten Tagen schärfer in den Vordergrund getreten und wenn es sich, woran wir nicht einen Augenblick zweifeln, bewährt, was aus Frankreich über die Reorganisation der Militärartikler gemeldet wird, muß jeder Zweifel ausgeschlossen erscheinen, daß wir in Deutschland keineswegs mit dem bereits von den Autoritäten längst als notwendig erklärten Umfassung unserer Heeresartikler — das würde in diesem Falle die Einführung der Schnellfeuergeschütze bedeuten — vorgehen. Wir sind bei der Ueberzeugung, daß bei ruhiger und sachlicher Darlegung dieser Notwendigkeit das deutsche Volk in seiner großen Gesamtheit willig die Opfer auf sich nehmen wird, welche für die Wohlfahrt des Reiches notwendig erscheinen. Man sollte aber nicht Heimmlichkeiten mit den Ultramontanen treiben und petitioniren bei den Herren Lieber und Konstantin erscheinen, ob und unter welchen Bedingungen die päpstliche Partei in Deutschland sich bereit finden wird, die Sicherheit des Reiches gewahrlos zu lassen. Wir wollen ausdrücklich betonen, daß wir nur in Schluß aus der Haltung der ultramontanen Kreise ziehen, in welcher der Klerus der hinter den Couffins sich abspielenden Vorläufe sich finden ist. Das ist eben die Signatur der nachbarschaftlichen Zeit, daß das geläufigste Wort: „Centrum ist Trumpf“, zur Wahrheit geworden ist. Wir wissen nicht, ob Erfolge auf dem Gebiete parlamentarischer Couffinsgehörigkeit besonders hoch angerechnet werden, das aber wissen wir genau, daß der stumpfe Widerwille, welcher sich wider Kreise des Volkes gegenüber dem politischen Treiben bereits bemächtigt hat, nur noch wachsen muß, wenn man seitens der Regierung dort hindert erscheint, wo man zu fordern im Namen des Reiches berechtigt ist.

Am Jahre 1897 werden an Domänenverpächtern zur Ausstellung kommen in Westfalen: 3. Barmen 3. Danks 1. Rottbom 2. Frankfurt a. E. 1. Straßburg 3. Posen 2. Magdeburg 3. Merseburg 3. und Kassel 2. Im Jahre 1898 wird die Zahl der zur Ausbeutung kommenden Vorwerke weit größer sein. Es beträgt in Danks 2, Rottbom 1, Frankfurt a. D. 2, Sietin 1, Straßburg 2, Posen 3, Bromberg, Pommern 1, Cöpen 1, Magdeburg 3, Merseburg, Ernst, Einburg, Stade 1, Kassel 1, Straßburg 4.

Cläffer Studenten. Weil ein paar grüne Jungen, die sich auf der Universität Straßburg findender Weise aufhalten, über angebliche Vergewaltigung eines schlesischen Lothringischer Landesausschüßiger sich beschwerten, ätzert einmal wieder das deutsche Reich in allen Jagen. Der Sachverhalt ist der folgende: Wie bereits kurz berichtet, war vor einigen Tagen zwischen dem altdeutschen Studenten Martin und dem Cläffer Franzois im Vorhause ein Streit ausgebrochen, weil der Cläffer den vorliegenden Vorfall durch ungeschicklichen Rärm geführt hatte. Der altdeutsche Student fühlte sich beleidigt, beschloß sich den lothringischen Kollegen an und sagte zu ihm: „Bitte!“ Hierauf bot der letztere dem altdeutschen Studenten Martin drei Leuten an und wurde wegen ihrer unerhörten Keckheit relegirt. Nun bildeten sich infolge dessen zwei Parteien: eine für den Altdeutschen Martin, eine andere für den relegirten Cläffer Studenten Franzois. Aus den Kreisen des letzteren wurde eine Petition an den Rektor der Universität abgefaßt, die ihre Mißbilligung über diese Relegation aus sprach und sich mit Franzois identisch erklärte. In dieser Petition wurde von dem durch einen altdeutschen Studenten verletzten „schlesischen Gefährten“, „schlesischen Wesen“ gesprochen und darauf hingewiesen, daß die Straßburger Universität mit dem Gelbe der Cläffer-Brüder gegründet und die altdeutschen Studenten dort gewissermaßen nur gebildet seien. Der Senat der Universität erklärte hierauf, daß jeder Student, der die Relegation unterzeichnete, ebenfalls die Relegation zu erwarten

hätte. Als nun trotzdem dieser Tage mehrere Studenten die Petition unterschrieben und diese dem Senat durch drei Ueberbringer einreichen ließen, mußten die Ueberbringer sich doch wohl im letzten Augenblicke noch eines Anderen bemächtigen haben, denn sie zogen ihre Unterschriften zurück und erklärten, daß sie über den Verlauf der Angelegenheit falsch berichtet worden seien. Angewiesen sind auch die beiden Studenten, Joseph Josef Erhardt und der Mediziner Gaston Lubm, relegirt worden. Nunmehr haben sich 140 Studenten freiwillig mit dem Relegirten erklärt und einen Gesandten durch die Stadt veranlaßt.

Es steht zu hoffen, daß die deutschen Behörden die Sache so schnell wie möglich klären und abdamn mit äußerster Entschiedenheit gegen die Unruhestifter vorgehen. Bezeichnend für die Angelegenheit ist vor Allen das Eingreifen der französischen Negolitäten in die Angelegenheit, welche nicht verläumden, um die Schläge zu vermeiden und aus dem an und für sich völlig belanglosen Sonderfall eine Haupt- und Staatsaktion zu machen.

Der „Reichsanzeiger“ befragt die Gründung des neuen Handels zwischen Euben und Wigo, indem er sagt: Die Herstellung ist als der erste Schritt eines größeren Werkes zu bezeichnen und es unterliegt keinem Zweifel, daß man im Laufe der kommenden Jahre von Wigo eine weitere Fortsetzung zunächst nach dem Norden, dann nach Nordwesten und endlich nach Westen, für dessen großen telegraphischen Verkehr mit Deutschland und den Hinterländern die bisherigen indirecten Verbindungen nicht mehr völlig ausreichen, für welchen eine deutliche Zweck dienende Vothung immer mehr ein Bedürfnis wird. Das erste Telegramm, auf dem neuen Wege sendete der spanische Generalpostmeister Marquezena an den Staatssekretär v. Stephan, diesen in demselben befragend. In einem zweiten Telegramm antwortete v. Stephan folgendes:

Die Unternehmung gegen Peters in Nordwesten ist wegen der im Reichstag zur Sprache gebrachten Vorkänge in Ostafrika hat, wie die „Wolff. Zig.“ aus zuverlässiger Quelle erfährt, für Peters unzulängliche Ergebnisse gehabt.

Der Zwischenfall von Lourenço-Marques hat in der von den portugiesischen diplomatischen Vertretern vereinbarten Form seine Erledigung gefunden. Wie ein Telegramm zunächst nach dem Norden, dann nach Nordwesten und schließlich nach Westen, für dessen großen telegraphischen Verkehr mit Deutschland und den Hinterländern die bisherigen indirecten Verbindungen nicht mehr völlig ausreichen, für welchen eine deutliche Zweck dienende Vothung immer mehr ein Bedürfnis wird. Das erste Telegramm, auf dem neuen Wege sendete der spanische Generalpostmeister Marquezena an den Staatssekretär v. Stephan, diesen in demselben befragend. In einem zweiten Telegramm antwortete v. Stephan folgendes:

Italien.

Militärärztliches. Nach Berichten aus Rom sind von den außerordentlichen Expeditionen des Heeresdienstes für das Finanzjahr 1897/98 neun Millionen Lire für die Aushebung neuer freiwilliger Gewerbe bestimmt, durch welche die Aushebung der Linientruppen und der mobilen Landwehr ergänzt werden soll.

Frankreich.

Ueber die neue Espionageaffäre des Hauptmanns Guillot will das Pariser „Journal“ folgende weitere Einzelheiten erfahren haben. Bereits im Jahre 1894 ist Guillot in deutschen Spionagedienst getreten und regelmäßig mit Herrn v. Tausch in Vüttich zusammengekommen. Guillot machte nämlich die Bekanntschaft eines gewissen Frischens, eines Berliner aus dem Romanowischen landwirthschaftliche Kreise. T. Guillot mittellos war, hien Triebung ihn an v. Tausch gewiesen. Seit dieser Zeit habe dann Guillot in neue Dokumente über Marchanden der französischen Armee sowie das Gewehrlochs Modell 1885, welches jedoch nicht in der französischen Armee eingeführt worden, an v. Tausch gegeben.

England.

Wieder in Freiheit. Nach einem Telegramm aus London sind gestern Oberst Grey und Oberst B. Wille, welche gemeinsam mit Dr. Jamieson verhaftet worden waren, nach Befreiung ihrer Strafe aus dem Gefängnis entlassen worden.

Rußland.

General Schumalov verabschiedet. Aus Petersburg wird telegraphirt, daß laut kaiserlichen Befehle der Generaladjutant Graf Schumalov auf sein Entschließen von dem Posten als Generaladjutant von Kaiserin Alexandra Romanowna als Militärbesitzer Wladimir aus Gesundheitsrücksichten entlassen worden ist. Das Befinden des Grafen hat sich in den Weihnachtstagen sehr verschlimmert und sein Zustand muß jetzt geradezu als kritisch bezeichnet werden.

Telegramme.

Berlin, 27. Dez. Die neue Fregate der Kaiserlichen Marine, welche infolge der Unzulänglichkeit der ersten Fregate nöthig wurde, beginnt am 4. Januar.

Frankfurt a. M., 27. Dez. Der „Frei. Zig.“ wird aus Koblenz gemeldet: Die Klauseuse die breitet sich im ganzen Hundsrück und im Kreise Simmern weiter aus. Alle Viehmärkte, sowie das Treiben und Verladen von Vieh wurden verboten.

Frankfurt a. M., 27. Dez. Wie die „Frei. Zig.“ aus Zürich meldet, ist der berühmte Goldschmied Ernst Gladbach gestern Nachmittag 5 Uhr gestorben.

Wien, 27. Dez. Das Befinden des seit Kurzem erkrankten Herzogs von Cumberland hat in den letzten Tagen Anlauf zu ersten Bessergängen gegeben. Man befürchtet, daß zu dem bisherigen Leiden noch eine Nierenentzündung hinzutreten werde.

Rom, 27. Dez. In Syracus wurden sechs Gefolgeleute und sechszehn mittelaltliche Advokaten, Beamten u. unter der Bewachung verhaftet, in einem kürzlich gegen Banditen verhandelten Prozesse von den Angeklagten beschossen worden zu sein und hienfür freigesprochen zu haben. Der Fall erregt in Syracus großes Aufsehen.

Paris, 28. Dez. Nach einer Meldung des „Recht Journal“ soll der Hauptmann Guilloit gegen umfangreiche Geldsummen über Deutschland geleitete Spionagedienste gemacht haben.

Wrocław, 27. Dezember. Bei einer Ausfahrt, welche die Königin Marie machte, scheiterte die Pferde in der Rue Royal. Die Königin wurde aus dem Wagen geschleudert und ohnmächtig in eine nahegelegene Apotheke getragen. Die Königin hatte glücklicherweise keine ernstlichen Verletzungen erlitten.

Wien, (Georg), 28. Dezember. (Heuteermeldung.) In der Nähe von Birmingham Madama ist ein Eisenbahnzug von der Brücke stürzt. Es verstarb, 177 Personen sind dabei getödtet worden.

London, 27. Dez. Der Obervezir meldet, in hiesigen offiziellen Kreisen herrsche große Befürchtung über die Ent-

deckung, daß Staatsgeheimnisse an fremde Mächte und Mächte verathen worden seien.

Konstantinopel, 28. Dez. Morgen soll die türkische Kavallerie auf vier Schiffen nach Trapezunt zurückgeschickt werden.

Aus der Provinz Sachsen und ihrer Umgebung.

Der Reichstag unter Original-Entscheidungen ist mit beifälliger Zustimmung angenommen.

Wittenberg, 24. Dezember. (Wegruß.) In diesen Tagen fand in Wittenberg der Kreisgrundbesitzer Herr H. Werner, ein Mann, der in seinen Kreisen nicht nur als tüchtiger Landwirth, sondern vor allem als liebenswürdiger ehrenvoller Charakter, als ein Mensch von edel deutschem Charakter und sich abwarden war. Derselbe besaß eine große Heide von Ehren- und Pflanzstätten, war nicht nur Reichlicher seiner Gemeinde und Mitglied des Kreisvereins, sondern auch Mitglied des Wittenberger Kreisvereins, sowie langjähriger Direktor des landwirthschaftlichen Vereins von Strenghausen und Mitglied des Aufsichtsrathes von Strenghausen. Wie hoch dieser Ehrenmann geschätzt war, sah man heute an seinem Begräbnisse, an dem Bestattungsfeierlichkeiten erwidert waren, unter denen wir u. A. den Kreispräsidenten von Wittenberg, den Kreispräsidenten Herr Dr. v. Freyherren von Bodenhausen, sowie den Wittenberger Kreisvereinspräsidenten von Göttingen auf dem Begräbnisse sahen.

Wittenberg, 24. Dez. (Wegruß.) Gestern Abend fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.

Wittenberg, 26. Dez. (Wegruß.) Gestern fand in Wittenberg ein feierliches Fest im Saale des Kreisvereins statt, in welchem die Mitglieder des Vereins, welche sich an dem Festen Theil genommen, sich in wohlthätigen Worten ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten und in demselben die Mitglieder des Vereins ergrüßten.



Absinth.

Roman von M. Corelli.

2) Aus dem Englischen von Adele Berger.

„Sie ſind ein Genie, mein Fräulein!“ ſagte Silvion Guidel, ſich dabei tief verneigend. „Ihre Talente ſind Gaben von oben!“
 „Das iſt wahr!“ rief der gute Pfarrer, eine verdächtige Heiſerkeit forthütelnd. „So etwas habe ich nie gehört! Es war genug, um eine ganze Gemeinde von Sündern zum Weinen zu bringen!“

Heloïſe lachte. „Oder zu neuen Sünden zu bewegen“, ſagte ſie mit jenem leichten Anflug von Sarkasmius, der ſie manchmal auszeichnete.

Der Diener trat eben mit einer Platte mit Wein und Biſkuit ein, und ſie ſchickte ſich an, dieſelben in ihrer gewöhnlichen praktiſchen Weiſe zu vertheilen, damit jeder weiteren Konverſation über ihre Talente aus dem Wege gehend. Der Graf und die Gräfin nahmen ſichtlich erfreut meines Vaters warmes Lob ihrer Nichte entgegen, und bald wurde die Unterhaltung allgemein; nur ich hatte Pauline in eine Ecke gezogen, um von ihr mit all dem Stolz meiner neuen Würde als ihr künftiger Gatte einen längeren Abſchied zu nehmen.

„Ich werde morgen kommen“, flüſterte ich. „Wird es Dich freuen, Pauline?“

Sie lächelte. „O ja; Du wirſt wohl jezt jeden Tag kommen?“

„Wäre es Dir recht?“ fragte ich.

„Wäre es Dir recht?“ gab ſie, die Antwort umgehend, zurück. Darauf brach ich in neue, leidenschaftliche Bethuerungen aus, denen ſie ein wenig matt zuhörte. Ich hielt plötzlich inne. „Du biſt müde, mein Herz“, ſagte ich zärtlich, „ich ſehe es deutlich.“

„Ja“, geſtand ſie, ein leichtes Gähnen unterdrückend und die reizenden, runden Arme nachläſſig ein wenig in die Höhe reckend. „Ich glaube, das Spiel Heloïſens hat mich erſchöpft. Weißt Du? — und ihre ſchönen, blauen Augen richteten ſich mit nachdenklichem Ausdruck in die meinen — „ſie hat mich erſchreckt! Aber ſage mir, Gaſton — Du haſt es mir ja veriprochen — was hältſt Du von Herrn Silvion Guidel?“

Ich ſah zu ihm hinüber; er trank nicht Wein wie die anderen, ſondern lehnete am Rande und ſprach mit der Gräfin von Charmilles.

„Er iſt ſehr schön!“ geſtand ich zu. „Zu schön für einen Mann, er hätte eine Frau ſein ſollen.“

„Und klug?“ fragte ſie weiter. „Hältſt Du ihn für klug?“

„Daran kann kein Zweifel ſein“, antwortete ich kurz. „Ich denke, er wird als Prieſter nicht ganz in ſeinem Element ſein.“

„Aber er iſt gut!“ ſagte meine Braut und öffnete weit ihre blauen Augen.

„Das kann ſchon ſein!“ lachte ich, „aber alle guten Leute müſſen nicht gerade Prieſter werden. So wirſt Du doch mich zum Beiſpiel nicht für ſchlecht halten, aber ich werde kein ſolcher Narr ſein und das Gelübde der Eheſeligkeit ablegen — bewahre, ich heirathe Dich!“

„Das hältſt Du wohl für ein großes Glück?“ ſagte ſie übermüthig lächelnd.

„Für das einzige Glück, das ich mir erſehne!“ antwortete ich, ihre Hand küſſend.

Sie erröthete reizend; dann ſtand ſie auf und geſellte ſich den anderen zu. Ich folgte ihrem Beiſpiel, und nach einer Weile nahmen wir, das heißt ich und mein Vater, der Pfarrer und ſein Neffe, Abſchied. Wir gingen ein Stück des Weges zuſammen, wobei unſer Geſpräch ſich hauptſächlich um den uns alle inter-

Nachdruck verboten.

effirenden Gegenſtand meiner Verlobung mit Pauline drehte. Der gute, alte Vaudron erſchöpfte ſich in Glückwünſchen und ſprach die Hoffnung aus, daß man ihm das Vorrecht zugeſtehen werde, unſere kirchliche Trauung vorzunehmen. Mein Vater befand ſich in ausgezeichnete Laune, denn eine ſolche Parthie hatte er immer für mich gewünscht. Er war ein ſtarrer Republikaner, und wie alle Republikaner hatte er eine große Schwäche für einen tabelloſen, aristoſtratiſchen Stammbaum, ſo wie ihn die Charmilles zweifellos beſaßen. Silvion Guidel war der ſchweigſamſte von uns; er ſchritt neben mir her und ſchien ſo in eigenen Gedanken verſunken, daß er wie aus einem Traum erwachte, als wir bei einer Biegung des Weges ſtehen blieben, um uns zu trennen.

„Ich hoffe Sie recht oft zu ſehen, Herr Gaſton“, ſagte er dann, mir plötzlich ſeine ſchmale, zart ausſehende Hand hinhaltend. „Ich habe bisher ſehr wenig Freunde meines Alters gehabt, darf ich auf Sie zählen?“

„Selbſtverſtändlich“, ſiel mein Vater fröhlich ein. „Freiſich iſt Gaſton, wie ich fürchte, nicht ſehr religiös, aber er iſt ein netter Junge, obwohl ich das ſelbſt nicht ſagen ſollte. Er wird Ihnen die Schönheiten von Paris zeigen und helfen, die Zeit angenehm zuzubringen. Kommen Sie zu uns, ſo oft Sie wollen: Ihr Onkel weiß, daß mein Haus ihm ebenſo zur Verfügung ſieht wie ſein eigenes.“

Mit dieſen und noch anderen freundschaftlichen Verſicherungen trennten wir uns; der Pfarrer und ſein Neffe wandten ſich nach links, mein Vater und ich ſetzten unſeren Weg geradeaus fort. Wir zündeten unſere Cigarren an und gingen eine Zeitlang ſchweigend fort; dann brach mein Vaters die Stille.

„Dieſer Guidel iſt ein merkwürdig schöner Menſch!“ ſagte er. „Für einen Prieſter ordentlich gefährlich schön! Ein Glück, daß ſeine Beichttöchter ihn durch das Gitter des Beichtſtuhles nicht deutlich ſehen werden — wer weiß, was ſonſt geſchähe! Er iſt auch ſehr berebt; gefällt er Dir, Gaſton?“

„Nein“, antwortete ich offen, „ich könnte das nicht ſagen.“

„Mein Vater ſah erſtaunt aus.“

„Aber warum?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht, Vater. Er iſt intereſſant, angenehm, geiſtvoll, aber etwas iſt in ihm, dem ich mißtraue!“
 „Na, na!“ und mein Vater hängte ſich gut gelaut in meinen Arm ein. „Jezt, wo Du ein verlobter Mann biſt, ſollteſt Du die Vorurtheile beſeite ſehen. Du ähneſt mir mit Deinem chroniſchen Mißtrauen gegen alle Geiſtlichen doch gar zu ſehr! Aber bedenke, dieſer ſchöne junge Mann iſt noch kein Prieſter, und ich würde gern eine Wette eingehen, daß er es nie ſein wird.“

„Wozu paßt er denn, da er für den Prieſter auferzogen worden iſt?“ fragte ich ziemlich gereizt.

„Wozu? Mein Lieber, er paßt für alles! Für einen Diplomaten, einen Staatsmann, einen großen Schriftſteller. Er hat Genie, und das Genie iſt gleich dem Griechen Proteus; es kann alle Geſtalten annehmen und in jeder groß ſein. Glaub' mir, Gaſton“, und mein Vater ſchüttelte ernſthaft den Kopf, „in dieſem jungen Manne ſteckt etwas ganz Beſonderes und Merkwürdiges; meiner Meinung nach wird er eher dazu helfen, die Geiſtlichkeit zu ſtürzen, denn als ein Bollwerk der Vertheidigung in ihre Reihen treten.“

Ich murmelte etwas Unverſtändliches. Dieſes Lob des Bretagners war mir nicht ſo angenehm, daß ich das Geſpräch hätte fortſetzen mögen. Wir ſapen bald zu Hauſe an und begaben uns ſogleich zur Ruhe. Während der ganzen Nacht jedoch verfolgten mich die Melodien Heloïſe St. Cyrs und die Worte aus den Verſen, die ſie geſprochen hatte.

Während der erſten zwei oder drei Monate, welche meiner Verlobung mit Pauline de Charmilles folgten, muß ich wohl

der stolze, zufriedenste Mensch in ganz Frankreich gewesen sein. Keine Wolfe trübte meine Freude, kein Schmerz verbitterte den Becher meines Glückes. Alles lächelte mich an, und in der warmen Expansion meiner Natur hatte ich selbst Silvion Guidel in meine Neigung eingeschlossen. Freilich war es schwer, ihm zu widerstehen; seine offenerherzige Freundlichkeit gegen mich machte mich über meine frühere Abneigung beschämt und allmählich wurden wir so vertraut, wie dies für zwei so verschiedenen Berufszweigen angehende junge Männer möglich ist. Er ward auch ein großer Liebling der Charmilles und oft von ihnen eingeladen, obwohl ich selbstverständlich ein noch häufigerer Besucher war, und wenn wir unseren Abend dort verbracht hatten, gingen wir immer gemeinsam nach Hause. Mir gefiel besonders seine außerordentliche Ehrfurcht und beinahe übertriebene Zurückhaltung gegen Pauline; er schien sie fast zu vermeiden und ihre Vertöbung mit mir als eine Ursache zu noch größerem Respekt zu betrachten. Gegen Heloise St. Cyr war er nicht halb so zurückhaltend; er sprach ungezwungen mit ihr, verwickelte sie in Diskussionen über Literatur und Musik, wobei ich ihre glänzenden Kenntnisse oft bewundern mußte, lieb ihr hier und da seltene alte Bücher und schrieb ihr aus dem Gedächtnis Fragmente alter bretonischer Balladen nieder, die sie dann mit unbeschreiblichem Pathos und großer Geschicklichkeit auf der Geige wiedergab, wodurch sie uns alle tief bewegte, Pauline sogar oft bis zu Thränen.

Weihnachten und der lustige Neujahrstag waren für Pauline durch die große Anzahl werthvoller Geschenke und Blumen Gaben besondererwerth gewesen. Alle ihre Bekannten wußten, daß sie „Braub“ war, und zahllose Glückwünsche und Geschenke wurden ihr dargebracht. Sie war jedoch entweder blasirt oder philosophisch geworden, denn sie zeigte nicht ihr einstiges kindisches Entzücken über die großen Körbe und Schachteln mit Bonbons, die sie erhielt; selbst ein großer runder Korb aus vergoldetem Flechtwerk, mit Weilichen bekränzt und dicht mit ihren einst geliebten „marrons glacés“ gefüllt, erregte ihr ein nur mäßiges Entzücken. Am Morgen des Neujahrstages hatte ich ihr eine phantastisch geformte Eisenbeingabel voller Rosen und ein Perlenhalsband geschickt, ein Geschenk, das ihr zu meiner Freude am meisten von allen zu gefallen schien. Silvion Guidel hatte sich damit begnügt, ihr in seiner gewöhnlichen ernst und zurückhaltenden Art zu gratuliren und ihr zum neuen Jahre kein anderes Geschenk geboten als einen großen Zweig weißer Lilien. Sie hatte sie mir mit einem, wie ich mir einbildete, nachdenklichen Blick gezeigt und gefragt, ob sie sie nicht in die Vase unter dem Muttergottesbild in ihrem eigenen Zimmer stecken solle. Ich bejahte, denn ich war ebenfalls der Meinung, daß solche reine, weiße, keusche Blüthen eher für einen Altar als einen Salon paßten. So stellte sie sie dorthin und ich billigte es. Ein Narr, der ich war! Diese Lilien durften den geehrtesten Platz in ihrem Schlafzimmer einnehmen, durften ihren Duft mit jedem ihrer Athemzüge mengen, ihre Wohlthat in ihre Mädchenträume flüstern! Gott, hätte ich nur gewußt!

Gegen Ende März wurde Heloise St. Cyr zu ihrer gefährlich erkrankten Mutter berufen. Den Abend vor ihrer Abreise brachte ich bei Charmilles zu; ich war der einzige Besucher und wurde schon fast wie ein Familienmitglied behandelt. Ich fand, daß sie sehr matt und erschöpft aussehe, schrieb das aber den schlechten Nachrichten zu, die sie von Hause erhalten hatte, und war daher ziemlich überrascht, als sie, eine kurze Abwesenheit Paulinens benutzend, hastig auf mich zukam und sich neben mir niederließ.

„Ich möchte mit Ihnen sprechen, Herr Gaston,“ sagte sie mit einem sonderbaren Zögern und ungewöhnlicher Aufgeregtheit. „Sie können sich nicht denken, wie leid es mir thut, gerade jetzt Pauline allein lassen zu müssen!“

„Das finde ich ganz begreiflich,“ antwortete ich rasch, denn ich verstand einen solchen Kummer, der mir unerträglich gewesen wäre. „Hoffen wir aber, daß Sie nicht lange ausbleiben werden.“

„Ich hoffe es, ich hoffe es,“ murmelte sie, und ihre Stimme bebte ein wenig. „Aber, Herr Gaston, Sie werden Pauline nicht zu lange allein lassen, nicht wahr? Sie werden sie jeden Tag besuchen und sie so oft wie möglich sehen?“

Ich lächelte. „Darauf können Sie sich verlassen. Seien Sie ohne Sorge, Heloise“ — denn ich nannte sie jetzt Heloise wie die anderen — „ich habe nicht die Absicht, sie zu vernachlässigen.“

„O, gewiß nicht!“ sagte sie in demselben aufgeregten Tone. „Aber sie ist nicht ganz wie sonst, finde ich, etwas traurig, viel-

leicht nervös. Sie vergießt oft Thränen über — über nichts, und ich finde, daß sie zu fromm ist. O, Sie lachen!“ Ich hatte in der That bei dem Gedanken an die übertriebene Frömmigkeit meines Bräutchens lächeln müssen — glaubte ich doch, deren Ursache zu kennen: sie betete für mich! Aber ich halte dies bei einem so jungen Mädchen nicht für natürlich und würde alles darum geben, wenn ich bei ihr bleiben könnte, statt fortzufahren! Sie pflegte sonst ihren religiösen Pflichten nicht gar zu eifrig nachzukommen, und jetzt verfehlt sie nie die Frühmesse; sie ist auf und fort, während ich noch schlafe, und wird ganz böse, wenn wir sie davon abhalten wollen. Es ist nicht nothwendig, daß sie immer in die Kirche des Herrn Baudron geht, finden Sie nicht auch?“

Sie sah mich voll an, aber ich konnte aus ihren Worten keinen Doppelsinn heraushören — mir erdient alles, was Pauline sagte oder that, als die Vollkommenheit selbst.

„Sie hat den guten alten Baudron so lieb wie wir alle,“ antwortete ich, „und wenn ich offen sein soll, so ist es mir lieber, sie geht in seine Kirche, als in eine andere. Sie sind überängstlich, Heloise, die Nachricht von der Krankheit Ihrer Mutter hat Sie ganz nervös gemacht. Seien Sie ruhig. Pauline ist unser Abgott und wir werden noch besonders Acht auf sie geben, da Sie fort sind.“

„Ich hoffe, daß Sie das thun werden,“ sagte sie mit selbstsamem, fast leidenschaftlichem Ernst. „Ich hoffe es, ja Gott!“

Diese Worte machten mir momentan einen sehr unangenehmen Eindruck: „was für eine unbequeme Person diese Heloise ist,“ dachte ich, „mit ihren großen, leuchtenden, graugrünen Augen, und den blauen Zügen, über welche das Licht einer inneren Gluth einen seltsamen, unwirdigen Schein wirft!“ Sie brach das Gespräch unvermittelt ab, da Pauline ins Zimmer trat, und am nächsten Morgen war sie fort.

Ein paar Tage nach ihrer Abreise brachte ich das Thema dieser „übergroßen Frömmigkeit“ zur Sprache.

„So gehst Du also wirklich jeden Tag in die Messe?“ fragte ich Pauline fröhlich, indem ich dabei eine ihrer schönen, braunen Locken um den Finger wand.

Sie fuhr zusammen. „Woher weißt Du das?“ Heloise erzählte es mir, ehe sie wegfuhr. Es ist Dir doch nicht unangenehm, daß sie es that? Es ist ja ganz in der Ordnung, aber siehst Du deshalb nicht gar zu früh auf?“

„Nein; ich pflege nach Sonnenaufgang nie lange zu schlafen,“ sagte sie, während ihr Gesicht sich etwas farbte.

„Wie die richtige Kerche!“ lachte ich. „Nun, ich muß mich auch bessern und fromm werden. Soll ich Dich zum Beispiel morgen in der Kirche erwarten?“

„Wie Du willst!“ antwortete sie ruhig.

Sie war so ernst dabei, daß ich das Thema nicht weiter fortsetzen wollte; ohne Zweifel hatte sie die religiösen Strapazen ihrer Eltern geerbt, und ich hatte keine Lust, sie durch unpassenden Spott zu verletzen. Frömmigkeit steht einer Frau sehr gut; ein schönes betendes Mädchen ist das einzige Bild, welches sich die Welt von Gottes Engeln machen kann.

Der nächste Morgen kam, und ich ging nicht in die Kirche, wie ich beabsichtigt hatte, denn ich hatte mich verschlafen. Im Laufe des Tages traf ich jedoch zufällig Herrn Baudron und sprach mit ihm über Paulinens tägliche Anwesenheit bei seiner Frühmesse. Der gute Mann sah außerordentlich erschaut aus.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Schuldig.

45) Roman aus dem Englischen von Frank Barrett.

Er mußte sie nicht verstanden haben, denn er antwortete, ohne darauf einzugehen:

„Das war nicht nothwendig. Ich habe Sie, seit Sie aus dem Wartesaal verschwanden, nicht aus den Augen verloren. Sie gestatten?“

Ohne ihre Erlaubniß abzuwarten, nahm er Platz.

„Als ich Ihre Flucht entdeckte,“ fuhr er fort, „ging ich nach Antwerpen und besorgte auf Ihren und meinen Namen Ueberfahrkarten für denselben Nachmittag nach Amerika. Es geschah, um unsere Verfolger auf eine falsche Fährte zu lenken.“



Dann kehrte ich wieder nach Brüssel zurück, weil ich Sie hier wußte, und schon am nächsten Abend sah ich Sie in der Rue Royal und folgte Ihnen hieher.

Ich sah Sie seitdem jeden Abend, nur heute nicht. Entweder Sie waren nicht aus, oder Sie kamen früher als gewöhnlich nach Hause.

Er sprach mit einer gewissen Härlichkeit, die beweisen sollte, daß er der Freund und nicht der Verfolger war, der sie bewachte.

„Ich wollte Sie nicht ansprechen, absichtlich hielt ich mich von Ihnen fern, weil ich Ihre Gefühle kannte,“ sagte er fort. „Da ich Sie aber heute vermisse, wurde ich ängstlich und meine Theilnahme ist es, die mich zu der Indistretion trieb, heraufzukommen.“

„Und warum die Theilnahme?“ fragte sie, ohne zu wissen, wovon sie sprach.

„Das fragen Sie? Sie wissen, daß ich Ihr Bruder bin und treu und aufrichtig für Sie fühle.“

„Zu welchem Zwecke kamen Sie zu mir?“

„Ich kam, weil ich wußte, daß Sie früher oder später eines Freundes bedürfen werden und ich bin Ihr Freund, Miß Howard, Ihr ergebener, wirklicher Freund, glauben Sie mir. Ich möchte Sie nicht in eine Lage zwingen, die Ihnen widersteht, aber mein einziger Zweck ist, Sie zu retten. Wenn nur Ihre Sicherheit ungefährdet bleibt, dann mögen Sie Ihre eigenen Wege gehen, so lange dies möglich ist.“

Sollte ich Ihnen noch immer Widerwillen einflößen, so gehe ich. Zwar nicht aus der Stadt — um Ihre Willen nicht — aber aus Ihrer Nähe. Sie sollen mich nie wiedersehen, sofern es Ihnen unangenehm ist und ich es verhindern kann.

Aber übermachten muß ich Sie, ich kann nicht anders. Ich bin für sie verantwortlich, ich habe unaufhörlich an die Vergangenheit gedacht und sehe ein, daß ich Unrecht daran that, auf Ihr bloßes Wort hin, das Ihnen im Moment der auflodernden Eifersucht und der höchsten Aufregung entsprach, ein Verbrechen zu begehen. Es war ein Unrecht von mir, selbst um Ihre Willen das Nachemerk zu vollbringen.

Jetzt ist es meine Pflicht, darüber zu wachen, daß Sie keine Unbill trifft, es ist mir selbst eine Veruhigung, zu wissen, daß Sie mich im Nothfalle an Ihrer Seite haben.“

Er schwieg und ließ seinen bekümmerten Blick auf ihr ruhen, dann setzte er mit leicht vibrierender Stimme fort:

„Der Gedanke, daß eine Seele in Ihrer Nähe existirt, die Sympathie für Sie fühlt, ein Freund, der für Sie lebt, kann Ihnen unmöglich Abscheu einflößen.“

Zu der That löste ihr dieser Gedanke keinen Abscheu ein. Seine Freundschaftsversicherungen, die Beweise der Theilnahme, die er ihr gab, übermachten ihren Widerwillen und weckten ein Echo in ihrer Brust, zumal sie einsam und verlassen dastand und jedes freundliche Wort ihr wohlthat.

„Warum sollte ich ihn hassen,“ fragte sie sich. „Daß er ein Verbrechen verübte, geschah auf mein Geheiß. Ich bin ebenso schuldig, wie er.“

Er las aus ihren Zügen, was in ihrer Seele vorging, und fuhr im selben Leisen, überzeugenden Tone fort:

„Ich weiß, was Sie gelitten haben — in Ihrem Kummer, Ihrer Verweigerung, dem bitteren Bewußtsein, daß es für Sie keinen Trost, keine Hoffnung mehr giebt. Welches junge Wesen vermag in dem furchtbaren Glend allein dazustehen, wo es sich sagen muß, daß jeder Funke von Freude und Lust für immer aus seinem Leben gestrichen ist.“

Sie wendete das Haupt, denn das Bild, welches er von ihrem unglücklichen Zustand entwarf, entsprach der Wirklichkeit, und das Bewußtsein daran trieb ihr die Thränen in die Augen.

„Es ist schwer, diese Last zu tragen,“ setzte er fort, „ohne Hoffnung kann man nicht leben.“

„Ach, leider kann man ohne Hoffnung leben, wie Sie sehen,“ sagte sie.

„Eine Zeit lang, ja, aber nicht auf die Dauer. Die physische Natur, die darunter leidet, strebt nach Erleichterung und untergräbt in diesem Kampfe die Moral.“

„Meinen Sie, daß ich mit der Zeit für meine Schande unempfindlich würde?“

„Ja, leider habe ich allen Grund, es zu fürchten. Sie sind ein Mensch, sind jung und schwach, nur die Hoffnung kann den Unglücklichen vor Verzweiflung retten. Sie müssen Ihrem Gemüthszustand entrisen und für die Hoffnung empfänglich werden.“

„Welche Hoffnung gäbe es denn für mich?“ fragte sie ganz trostlos.“

„Ihre Hoffnung, Ihren Trost müssen Sie darin suchen, daß Sie Andern Gutes thun,“ versetzte er in tiefem, ernstem Tone.

Diese Worte rissen Dorothea aus ihrer Apathie. Wie den Gefangenen nach langer Kerkerhaft der Anblick des blauen Himmels, so muthete sie diese Aussicht an.

Der Gedanke, für Andere zu leben, linderte ihr eigenes Leid.

„Ein Leben der Entsaugung zu führen,“ fuhr er fort, „der Selbstaufopferung; zu den Unglücklichen hinunter zu steigen, die Gefallenen zu uns zu erheben, jene erimuthigen, die wie wir leiden; zu arbeiten, damit Andere ruhen; zu wachen, damit Andere schlafen können: Unwürdige auf die richtige Bahn zurückzuführen, darin liegt unsere Sühne, unser Trost, da können wir Vergessenheit, vielleicht noch Glück finden.“

Ein Freudenschrei entrang sich der edlen Frau.

„Ja, in der Ausübung von Wohlthaten, in der Vinderung des Leides Anderer werde ich Trost und Hoffnung finden!“

Nun entwickelte Mr. Overleigh seinen Plan. Er erzählte ihr, daß es in Amerika Gegenden gäbe, wo die Einwohner wie die Wilden lebten.

„Dort achten die Menschen keine Gesetze, weder menschliche noch göttliche,“ sagte er, „dort regiert das Faustrecht, der Schwache wird zertreten und zermalmt. Die Frauen werden wie die Sklavinnen behandelt und die kleinen Kinder wachsen wie die Hunde auf.“

Er sprach noch lange und schilderte in beredten, hinreißenden Worten die traurige Lage jener Wilden, die Kultur jenseits, als auch jedes bessere Gefühl entbehren. Er versicherte ihr, daß sogar die Missionäre es nicht wagten, in die Nähe dieser brutalen Kolonien zu kommen.

„Was aber haben wir zu fürchten,“ sagte er, wir gehen nicht hin, um ihnen den Glauben aufzubringen, sondern um Humanität auszuüben, Jenen zu helfen, die in der Noth sind, ohne Rücksicht, ob sie es verdienen oder nicht. Werden sie Ihnen übel wollen und sich gegen Sie grausam erweisen, weil Sie ihre Kinder bescheiden und ihre Kranken pflegen? Welche Ursachen hätten sie, Diejenigen so schlecht zu behandeln, die ihnen dienen? Wenn sie uns tödten, so führen sie an sich selbst einen Raub aus.“

„Und wenn sie uns tödten, was liegt daran?“ fragte sie, „ich will lieber in der Ausübung von Wohlthaten sterben, als ohne Zweck leben.“

„Gewiß, ich kann Ihnen nur recht geben. Ich verstehe Sie, Miß Howard, ich verstehe Sie so gut, daß ich jede Vibration Ihrer Seele erlausche. Ich habe von Anfang an auf Ihre Mitwirkung bei dem großen Werke gerechnet, ich habe nur mit der Auseinandersetzung meines Planes darauf gewartet, daß Sie in der Verfassung seien, ihn aufzunehmen.“

Er ließ ihr keine Zeit, ein ruhiges Urtheil zu fällen und in ihrem Eifer zu erlahmen. Er, der gewöhnlich ruhig, kühl, methodisch und berechnend in allen Dingen vorging, zeigte jetzt eine fieberhafte Aufregung.

Er führte ihr seinen Plan bis ins kleinste Detail vor, zeigte ihr seine Notizen, die er darüber vermerkt, und erklärte ihr, was insbesondere ihre Aufgabe und was die seinige war.

Das ganze Unternehmen war komplet ausgearbeitet, nichts schien seiner Aufmerksamkeit entgangen zu sein.

„Und jetzt glaube ich, Ihnen die deutlichen Umriffe des Planes gezeigt zu haben,“ sagte er endlich, „das Uebrige ist Nebensache, doch dürfen Sie gewiß den unerläßlichen, ersten Schritt, der damit in Verbindung steht, wahrscheinlich übersehen haben.“

Sie dachte einen Augenblick nach, dann schüttelte sie das Haupt. Sie konnte nicht errathen, welchen Schritt er damit meinte.

„Sprechen Sie,“ sagte sie, „denn ich verstehe Sie wirklich nicht.“

„Sie müssen meine Frau werden,“ sagte er mit Nachdruck, „es ist eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Wenn Sie über meinen Vorschlag nachdenken, so werden Sie das selbst einsehen.“

Er erhob sich, griff nach dem Hut, und da die erwartete Antwort ausblieb, sagte er:

„Ich will nichts weiter hinzufügen. Sie brauchen sich jetzt noch nicht darüber zu entscheiden. Sie sind jetzt sehr aufgeregert. Lassen Sie die Zeit warten, ein so großartiges Werk der Humanität muß erit überleat werden, ehe man einen Schritt in

seinem Interesse thut, der nicht mehr rückgängig gemacht werden kann."

Mr. Everleigh, der in Dorotheas Seele las und jede Regung darin errieth, erkannte sofort, daß seine Worte sie bis ins Innerste erkälten hatten. Er sah ihren Widerwillen bei dem Gedanken an eine Heirath mit ihm, das Entsetzen bei der Aussicht, mit ihm persönlich in Berührung zu kommen.

Er weichte ihr nicht die Hand zum Abschiede, weil er fürchtete, ihren Widerwillen gegen ihn noch zu steigern, er neigte leicht das Haupt, blieb an der Thür stehen, und sagte:

"Wie Ihre Entscheidung auch ausfallen möge, bleibe ich Ihr Freund, aber die Schuld bindet uns, und wenn Sie Ihre Vernunft fragen, so wird sie Ihnen rathen, sich mit mir eng zu verbinden, denn das ist das Klügste, was Sie thun können . . ."

Dan verneigte er sich noch einmal und verschwand.

Dorothea saß noch lange da und wiederholte die Worte, die Mr. Everleigh ihr gesagt. Hauptächlich aber drängte sich ihr der Gedanke an die Bedingung auf, von welcher Alles abhing — daß sie keine Frau würde.

"Es ist in diesem Falle eine unvermeidliche Nothwendigkeit, wie er mir versichert," murmelte sie, „das Verhältniß, in dem wir jetzt zu einander stehen, verhindert uns, den Plan, den wir vorhaben, auszuführen. Wir können nicht in der Fremde unter der falschen Vorpiegelung leben, daß wir Bruder und Schwester sind, wir müssen Mann und Frau sein."

Sie sagte ihren Kopf mit beiden Händen, sie konnte diesem Gedanken nicht Raum geben.

"Wenn ich bedenke, daß ich dieselbe Schuld trage wie er, daß wir Beide Verbrecher sind, so begreife ich nicht, warum sein Antrag mich empört," murmelte sie, „denn selbst wenn ich Valentins Frau gewesen wäre, so würde ich ja jetzt seine Witwe sein und dürfte eine andere Verbindung eingehen, ich bin ja frei. Warum ist mir also diese Aussicht auf eine Heirath so furchtbar?"

So war es auch. Diese Bedingung, die Mr. Everleigh stellte, stößte ihr so viel Abscheu ein, daß der Plan, von dem sie so entzückt gewesen, für sie an Reiz verlor, und der verflärende Schein, den ihre Phantasie auf ihre Zukunft geworfen, verblaßte jäh.

"Aber es muß sein," dachte sie, „mein Leben hat ja sonst keinen Inhalt; der Weg, den er mir zeigte, ist der einzige, der mich aus dem Abgrund führt, in dem ich mich jetzt befinde."

So grübelte sie und überlegte.

Mr. Everleigh hatte ihr Zeit dazu gelassen, weil er wußte, daß es in ihrem Kopfe arbeiten würde und sie als Resultat ihres Nachdenkens seinen Antrag annehmen mußte.

In kurzer Zeit, vielleicht schon in wenigen Tagen, bin ich keine Frau," murmelte sie.

Diese Ueberzeugung war fest in ihr und nicht zu bannen, gleich derjenigen einer Fatalestin, die trotz ihres Kampfes gegen das Schicksal das unvermeidliche Verhängniß als etwas Bestimmtes erwartet, dem nicht zu entgehen ist.

Möglich wurde sie durch eine Person an der Thür aus ihrem Nachdenken gerissen. Ein junger Mann trat ein.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Blüthenlese aus den „Lustigen Blättern“.

Heimkehr.

Der dicke Wald ist tief verschneit,
Und tief verschneit das Dorf dahinter,
Ich zog hinaus zur Maienzeit
Und kehre heim im Winter.

Ich sah von Land und Leuten viel,
Barb viele Güter mir und Orden,
Und bin des Lebens buntes Spiel
Doch herzlich satt geworden.

Mein Haar ist weiß, mein Blut ist kalt
Von Reid und Saß, die ich erfahren,
Mein Sinn ist trüb, mein Herz ist alt,
Ach, lange vor den Jahren!

Und all mein Trost in dieser Pein
Ist eine kleine arme Hütte,
Darinnen wohnt mein Mütterlein
In eines Dorfes Mitte.

Des Dorfes hab ich nie gedacht
Im Glanze meines Lebensfestes,
Man hätte mich nur ausgelacht,
Denn schämt' ich mich des Restes.
Nun scheint für meiner Tage Rest
Mir altem flügelahmen Knaben
Das höchste Glück, in einem „Nest“
Ein Heimathsrecht zu haben.

Macht der Gewohnheit.

Standesbeamter (früherer Materialwaarenhändler): Sie sind also gemißt, die hier anwesende Anna Lehmann zu Ihrer Gattin zu nehmen?

Bräutigam: Jawohl!

Standesbeamter: Schön! Sonst noch etwas gefällig?

Bequeme Korrespondenz.

Der junge N. schreibt der Auserwählten seines Herzens einen Brief, der wörtlich aus einem Briefsteller für Liebende entnommen ist.

Die junge Dame besitzt zufällig denselben Briefsteller und schreibt daher ganz kurz an N. zurück: „Ihre lieben Zeilen habe ich erhalten. Die Antwort finden Sie auf Seite 270.“

Aus der Schule.

Lehrer: Was sagt Schiller von der Hausfrau?

Wehe, wenn sie losgelassen!

Galgenhumor.

Delinquent (auf dem Wege zum Schafot): Heiliger Bimbam, ist das eine Hundekälte! Wenn das nur nicht wieder den ganzen Winter so bleibt!

Lakonisch.

Student (nach durchwachter Nacht am Stadtbahnhalter): Fährst du noch ein Zug?

— Nein, schon!

Eine große Stimme.

Der junge Tenor Quetschkind läßt sich beim Direktor einer Oper melden und wird aufgefordert, etwas zur Probe zu singen.

Doch schon nach drei oder vier Taktten unterbricht ihn der Direktor. „Es ist genug, junger Mann, lassen Sie mir Ihre Adresse da, ich werde Sie im Nothfalle engagiren.“

„Was nennen Sie, im Nothfalle, Herr Direktor?“

„Na, zum Beispiel, wenn das Theater brennt, zum „Feuer-rufen“.“

Aus der Geschichtsstunde.

Lehrer: Wir finden bei vielen Eigennamen in der Geschichte einen Beinamen oder eine Beifügung, so zum Beispiel Friedrich der Große, Karl der Dicke, Albrecht der Bär, Otto mit dem Pfeil, Müller, nenne mir noch solch ein Beispiel.

Müller: Schulze mit'm ξ und Meier mit dem weichen Ei.

Rücksichtsvoll.

Bettler (auf einem frequenten Plage zu einem vorübergehenden Herrn, von welchem er kein Almosen erhalten): Danke tausendmal. Herr: Warum bedanken Sie sich, ich habe Ihnen doch nichts geschenkt?

Bettler: Ich wollte Sie nur vor den anderen Herrschaften nicht blamiren!

Besser so.

N.: Warum lassen Sie sich nicht von Ihrer Frau scheiden, wo sie Ihnen doch weggelaufen ist?

B.: Ja, aber dann müßte ich sie doch erst auffordern, zu mir zurückzukehren, und das ist mir zu gefährlich. schließlich kommt sie.

Ein verträumter Jüngling.

Junge Dame: Denken Sie nur, Fräulein Lilli, Ihr Bruder hat mir gestern einen Heirathsantrag gemacht.

Fräulein Lilli: Schon möglich, er hat die Angewohnheit, im Schlaf zu sprechen.

Verfrühte Frage.

Dame: Nun, Herr Doktor, welches Bad werden Sie dies Jahr empfehlen?

Arzt: Kann ich noch nicht sagen, meine Gnädigste, habe meine Arrangements noch mit keinem Badeort getroffen.

Logisch.

Zu einem Zahnarzt kommen zwei barfüßige Bengels zum Zahn-ausziehen.

„So kommt man nicht zum Zahnarzt,“ ruft der Diener ihnen zu, „geht erst nach Haus und zieht Euch hübsch Stiefel an.“

Die Bengels verstimmen.

Nach zehn Minuten erscheinen sie abermals, der Eine hat wirklich Stiefel an, der Andere geht nach wie vor barfuß.

„Gabe ich Euch nicht gesagt, Ihr sollt Euch Beide Stiefel anziehen?“ schreit der Diener.

„Wieso denn?“ meint der Barfüßige ruhig. „Ich will mir ja gar keinen Zahn ziehen lassen, bloß der Andere.“

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

